Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 13 (1930)
Heft: 11

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ich: «Nein, keineswegs. Mag das buchstäbliche Verhungern aus völligem Nahrungsmangel — abgesehen von den ebenfalls zur sittlichen Weltordnung gehörenden Hungerkatastrophen — verhältnismässig selten sein. Dafür ist es allgemein, dass die Lohnsklaven in unserer heutigen Gesellschaftsordnung mit ihren Familien *langsam* zugrunde gehen, was noch viel grausamer und qualvoller ist als das rasche Verhungern. Verstehen Sie, Verehrteste, diese Menschen hungern nicht allein nach Brot, sondern auch danach, was ihre in sozial glücklichere Umstände hineingeborenen Mitmenschen für sich als selbstverständliche Bedürfnisse und Voraussetzungen zu einem menschenwürdigen Dasein beanspruchen. Diese Schlechtweggekommenen hungern und dürsten nach Luft und Licht, nach ordentlichen, freundlichen Wohnstätten, nach sorglosen Feierstunden, nach Wald und Berg und See, nach der Schönheit, wie die Kunst sie offenbart, nach Wissen; sie hungern und dürsten nach sich selber, denn sie fühlen in sich gefesselte Kräfte des Geistes und des Gemütes, die sich entfalten und auswirken möchten und keinen Weg dazu haben: diese Kräfte stumpfen ab und zermürben unter der tödlichen Gleichförmigkeit der Arbeit in Schmutz und Lärm und schlechter Luft, unter der der Mensch zur Maschine wird. Nach ein paar Ferientagen dürsten sie, um auch einmal im Jahr sich zum Menschen erholen und ihres bessern Ichs bewusst werden zu können wie die Glücklichen, die diesen Vorzug als etwas Selbstverständliches geniessen.

Man könnte fragen, warum denn diese Armen sich zu dieser Arbeit unter entwürdigenden, empörenden Bedingungen hingeben. Antwort: Weil sie keine Wahl haben; weil es für sie heisst: Vogel friss oder stirb. Um der Selbsterhaltung willen sind sie genötigt, es zu tun, sind genötigt, dem Mitbewerber die Arbeitsgelegenheit vor der Nase wegzuschnappen, obwohl sie wissen, dass sie damit ihn und seine Familie ins bitterste Elend zurückstossen; um ein bisschen Brot für sich und ihre Eigenen sind sie zu dieser Grausamkeit gezwungen. Das ist der Kampf ums Dasein im buchstäblichen Sinne des Wortes. Und wenn Sie sich Kenntnis verschaffen über die Kindersterblichkeit in diesen Volksschichten, wenn Sie wissen, wie viele dieser armen Menschen nach kurzem oder langem Siechtum der Unterernährung, den schlechten Wohnverhältnissen, dem Mangel an Ruhe und Erholgung, den gesundheitsschädigenden Arbeitsbedingungen vorzeitig zum Opfer fallen, so werden Sie auch meine andere Behauptung bestätigt finden, dass der Kampf ums Dasein noch nie so viele Opfer gefordert hat wie im Zeitalter unserer vielgerühmten heutigen «Kultur».

Bei der kleinern Hälfte der Menschheit darf man allerdings von einem Kampf um einen Platz an der Sonne sprechen. Aber sehen Sie, wie erbittert auch dieser Kampf geführt wird. Wenn beispielsweise ein Kaufmann seinem Konkurrenten den letzten Kunden abjagen kann, so tut er's; und wenn jener betteln muss oder in der Verzweiflung Selbstmord begeht, es rührt ihn nicht. Kampf bis aufs Messer ist's auch da, buchstäblich bis aufs Messer. Denn vergessen Sie nicht: auch die Staaten sind Krämer oder werden von Krämern regiert. Und wenn der Krämer Staat meint, es könnte ihm ein anderer den Rang ablaufen, und an einen Platz vor ihm, näher bei der Sonne, kommen, so zieht er das Kriegsmesser und versucht den andern niederzumetzeln. — So sieht unsere sittliche Weltordnung aus, von der die Frommen und die Heuchler (die ihren Nutzen davon haben) sagen, sie sei von Gott. Die Kirche heisst diese Weltordnung gut, die christliche Religion ist auf sie zugeschnitten, indem sie, wie ich Ihnen anhand der Bergpredigt gezeigt habe, die geplagten und gedrückten Menschen anweist, mit ihrem Lose zufrieden zu sein. Es ist, man mag es ansehen wie man will, die Weltordnung, wie die herrschende Klasse sie zu ihrer Rechtfertigung braucht. Sie darf sie *sittliche* Weltordnung nennen, denn sie entspricht ihren sittlichen Begriffen. Wer aber «sittlich» gleichsetzt mit «sozial», wird diese Weltordnung, die eine Gesellschaftsschicht auf Kosten einer andern bevorzugt, nicht sittlich nennen können und den Gott, von dem sie herstammen soll, als Klassengott erkennen. Das heisst: er wird erkennen, dass die Klasse, die sich diese «sittliche» Weltordnung schuf, auch den passenden Gott dazu erfinden musste.»

Hier brach ich ab, und wir gingen eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann sagte mein Begleiter zu seiner Frau: «Du Annemarie, mir scheint, wir haben die Medaille Welt noch nie von der Kehrseite angesehen.»

(Forts. folgt.)

Völkerbund und Kirche.

Man stutzt bei dieser Zusammenstellung und fragt sich: Was haben die beiden miteinander zu tun? Der Zürcher Pfarrer H. Fueter hat den Zusammenhang herausgebracht. Er schreibt darüber in der der Erinnerung an den Eintritt der Schweiz in den Völkerbund gewidmeten Nummer der Neuen Zürcher Zeitung (16. Mai 1930, Blatt 3); und er schreibt so, dass man sich im Vorübergehen damit befassen muss, obwohl man beim Lesen das Gefühl bekommt, es sei dem Verfasser bei seinen Gedankensprüngen nicht ganz wohl gewesen.

Er schreibt: «Kirche und Völkerbund ergänzen sich;» aber auf welche Weise sie dies tun sollen, schreibt er nicht. Er findet heraus, dass «beide auf Glauben beruhen»; vielleicht soll darin die Ergänzung bestehen. Damit verhält es sich aber so: Die Kirche glaubt (angeblich) an Gott und an Wunder; der Völkerbund aber glaubt an die sittliche Kraft im Menschen.

Feuilleton.

Lesefrüchte.

Aus: Erkenntnistheorie. Eine Untersuchung ihrer Aufgabe und ihrer Problematik. Dr. Siegfried Weinberg. Berlin 1930, Seite 84/85:

«Die Behauptung: «Ein Absolutes kann niemals Gegenstand einer Erfahrung sein,» — enthält nichts als die Fixierung der Artung der einzigen Erkenntnis, die wir kennen, und die deshalb auf keine Weise geändert werden kann, weil es nicht einmal durch die blühendste Phantasie sich ermöglichen lässt, mit dem Ausdruck «Erkennen eines Absoluten» irgendeinen Sinn zu verbinden. Selbst der Weltformelgeist des Laplace hätte keine solche Erkenntnis, da er nur ein graduell gesteigertes, nicht aber ein spezifisch «anderes» Wissen besitzt. Eine spezifisch andere Erkenntnis aber wäre nötig, um ein Absolutum erreichen zu können. Nun ist es aber auf jede Weise unmöglich, auch nur die Idee dieser «anders gearteten Erkenntnis» zu kennzeichnen, da ein jeder dahinzielender Versuch mit Notwendigkeit die «gewöhnliche» Erkenntnis voraussetzen und benützen muss. Die Theologie hat sich lange bemüht, die «absolute Erkenntnis» Gottes zu charakterisieren; — aber sie konnte niemals etwas anderes ausmachen, als die gewöhnliche Erkenntnis graduell gesteigert zu denken; es ist schlechterdings unausführbar, irgend etwas Neues hinzuzufügen. Selbst mit der Aussage, es könnte eine andere Erkenntnisart plötzlich hereinbrechen, die uns heute gänzlich unfassbar ist, kann dieser Kreis nicht durchbrochen werden. — Ueber die gewöhnliche Erkenntnis hinaus gibt es nur noch sinnleere Worte, nicht aber eine irgendwie denkbare prinzipielle Erweiterung. Wenn die kritische Methode eine «absolute Erkenntnis» für ein Unding erklärt, so tut sie nichts, als vor dem Versuch warnen, Worte für Sachen zu nehmen..

* * *

Der sterbende Jehovah!

«Ein eigentümliches Grauen, eine geheimnisvolle Pietät erlaubt uns heute nicht, weiter zu schreiben. Unsere Brust ist voll von entsetzlichem Mitleid — es ist der alte Jehovah selber, der sich zum Tode bereitet. Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Aegypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodilen, heiligen Zwiebeln, Ibissen und Katzen erzogen wurde. — Wir haben ihn gesehen, wie er diesen Gespielen seiner Kindheit und den Obelisken und Sphinxen seines heimatlichen Niltales Ade sagte, und in Palästina bei einem armen Hirtenvölklein ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpalast wohnte. — Wir sahen ihn späterhin, wie er mit der assyrisch-babylonischen Zivilisation in Berührung kam, und seine allzu menschlichen Leidenschaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache spie, wenigstens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte. — Wir sahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptstadt, wo er allen Nationalvorurteilen entsagte, und die himmlische Gleichheit aller Völker proklamierte, und mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposition bildete und so lange intrigierte, bis er zur Herrschaft gelangte, und vom Kapitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte. — Wir sahen ihn, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig

Diese beiden Glauben ergänzen sich aber nicht, sondern es sind Gegensätze. Der Gottes- und Wunderglaube hofft auf Erfüllungen, die sich ausserhalb des menschlichen Willens und der menschlichen Kraft begeben. Er ist abwartend, passiv, er setzt den Menschen nur als Werkzeug Gottes in Rechnung. — Der Glaube, der den Völkerbund geschaffen hat, ist der Glaube an den Menschen, an den sittlichen Fortschrit, an den Sieg der menschlichen Vernunft und des Mitgefühls. Dieser Glaube legt Hand an; er ist tätig, schöpferisch; er steht auf dem festen Boden der Wirklichkeit, auf dem er strebend zu neuen Möglichkeiten vorwärts schreitet. Eine solche ist der Weltfriede.

«Der Völkerbund beruht auf einem starken Glauben an die Macht der Wahrheit», sagt der Herr Pfarrer. «Diese aber setzt sich nur durch, wo Menschen bereit sind, sie anzuerkennen und sich vor ihr zu beugen.»

Mit einfacheren Worten gesagt, heisst dies: Ein grosses Ziel wird nur erreicht, wenn die Menschen von dessen hoher Bedeutung überzeugt sind und mit Begeisterung ihre besten Kräfte für die Erreichung einsetzen.

In diesem Zusammenhang wird man unter «Wahrheit» den Frieden zu verstehen haben, denn der ist das grosse Ziel und der Sinn des Völkerbundes. Wenn aber Herr Fueter behauptet, dass der Völkerbund zur Durchsetzung dieser «Wahrheit» die Kirchen brauche, so ist man wieder im Zweifel, was er unter ihr verstehe, denn Friede und Kirche haben miteinander nichts zu tun, wie der Weltkrieg gelehrt hat und wie auch die Geschichte der Kirche lehrt; sie erweckt nämlich den Eindruck, die Kirche sei eine sehr gelehrige Schülerin des Christuswortes: «Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert» gewesen.

Aber der Herr Pfarrer, der an Konstruktionen gewöhnt ist, weiss auch den Zusammenhang zwischen Völkerbund und Kirche mundgerecht zu machen, allerdings bloss für Leute, die nicht denken. Er sagt: «Denn er (der Völkerbund) hat geistige Voraussetzungen, die keine Diplomatie und keine Staatskunst hervorzaubern können».

Darin hat er recht, ebenfalls, wenn er sagt, die Staatsmänner in Genf müssen die öffentliche Meinung hinter sich haben, wenn sie bereit sein sollen, «im Namen irgend eines Landes nicht nur zu fordern und aufzutrumpfen, sondern unter Umständen zurückzutreten und sich zu bescheiden.» Aber was hat die Kirche damit zu tun?

«Darum hat der Völkerbund eine neue Gesinnung nötig,» sagt Pfarrer Fueter. Ganz zweifellos. Ohne ehrlichen, aufrichtigen Friedens- und Verständigungswillen, ohne Ehrfurcht vor dem Leben, ohne tiefes Mitgefühl, ohne Verneinung platter Geldinteressen, ohne gründliche Vernichtung des eingebildeten, eitlen, dummtrotzigen Staatsgötzen «Prestige» wird es nicht gehen, wie die bald zahllosen Konferenzen im Völkerbund und ausser ihm, die der Verständigung und dem Frieden hätten dienen sollen, beweisen. Sie haben uns nicht weitergebracht. Ein paar höfliche Phrasen mehr. Der Rest ist Schweigen, und hinter dem Schweigen und hinter dem Reden der höflichen Konferenzen verbergen sich fieberhafte Kriegsrüstungen.

Eine neue Gesinnung hat der Völkerbund nötig. Das wird niemand bestreiten. Und Herr Pfarrer Fueter meint, dass diese in der Richtung des Christentums liege, wie ja auf theologischer Seite ganz allgemein das Christentum als die Religion der Nächsten- und Feindesliebe ausgegeben wird. Das schon angeführte Wort vom Schwert Christi spricht zwar dagegen. Aber wir wollen nicht um ein Wort rechten, von dem kein Mensch weiss, ob und wann und von wem und unter welchen Umständen und in welchem Zusammenhang es ausgesprochen worden ist. Die Idee der Nächsten- und Feindesliebe ist zwar viel älter als das Christentum. Allein das schmälert das Verdienst des letztern nicht, welches es ich mit der Uebernahme der genanten Idee erworben hat. Und weil es die Idee der Nächsten- und Feindesliebe übernommen hat, liegt eine gewisse Berechtigung vor, zu sagen, die neue Gesinnung, die der Völkerbund nötig hat, liege in der Richtung des Christentums.

Nun überschreibt aber Herr Pfarrer Fueter seine Ausführungen nicht «Völkerbund und Christentum», sondern «Völkerbund und Kirche». Die Kirche soll, als Trägerin und Vermittlerin der neuen Gesinnung, den Völkerbund ergänzen.

Aber wie? Herr Fueter hat gesagt, diese neue Gesinnung liege in der Richtung des Christentums; sie ist also christliche Gesinnung. Und von dieser christlichen Gesinnung sagt Herr Fueter, es sei eine n e u e Gesinnung. Ein hübsches Bekenntnis! Eine Wahrheit wider Willen: Die christliche Gesinnung ist für die Kirche eine neue Gesinnung.

Und man muss wirklich sagen: Wenn man unter dem Christentum die Religion der Liebe, sogar die Feindesliebe, verstehen will, so scheidet die Kirche als Trägerin des christlichen Ideals aus. Ihre Geschichte stellt eine endlose Reihe von Schlägen gegen dieses Ideal dar.

In zweitausend Jahren hat sie nicht vermocht, die Gesinnung der Nächstenliebe, der Versöhnlichkeit, der Brüderlichkeit, der Ehrfurcht vor dem Leben zu pflanzen und zu festigen. Eine n e u e Gesinnung muss dies vollbringen. Der Herr Pfarrer sagt es.

Nachdem nun aber dieses Bekenntnis dem Herrn Pfarrer fatalerweise entschlüpft ist, und nachdem sich aus den Anfängen einer neuen Gesinnung der Völkerbund gebildet hat, die

---

wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menschenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philanthrop — es konnte ihm alles nichts helfen!

Hört ihr das Glöcklein klingeln? Kniet nieder, man bringt die Sakramente einem sterbenden Gotte!»

Heinrich Heine, Deutschland I.

* * *

Eine zutreffende katholische Feststellung.

Der Katholik A. Rademacher schreibt in seinem Werk: «Religion und Leben», Seite 81:

«Dass der politische Einfluss der Kirche, zumal in den letzten Jahren, grösser geworden ist, verdankt sie nicht so sehr der Lebendigkeit der religiösen Ueberzeugung in ihren Bekennern, als vielmehr der grössern Schwäche der Staaten, welche der Kirche jetzt mehr als je bedürfen, um die durch Revolutionen und bolschewikische Gefahren und soziale Unzufriedenheit ins Wanken geratene Autorität zu stärken.» (Aus dem «Atheist.»)

Anders könnten auch wir es nicht aussprechen! *H.*

* * *

Goethe und der Bischof.

In dem kürzlich von Professor Houben herausgegebenen interessanten Werke: Frederic Soret, «Zehn Jahre bei Goethe», steht folgende amüsante Geschichte:

Goethe kam immer wieder in derselben bissigen und ironischen Weise auf die englischen Bischöfe zurück und er erzählte uns sein Erlebnis mit dem Bischof Lord Bristol: Lord Bristol kam nach Jena und liess mir sagen, er wolle mich sehen; ich also hin. Er empfing mich mit Grobheiten, aber sobald ich merkte, welchen Ton er anschlug, war ich kurz entschlossen und wurde noch gröber; im ersten Augenblick stutzte er, und dann dauerte es nicht lange, bis sich die Wirkung zeigte, auf die ich gerechnet hatte: er wurde wesentlich manierlicher. Ich wurde nur immer unhöflicher, bis zu dem Augenblick, wo ich sah, dass er mir gewachsen war; dann zeigte ich mich etwas liebenswürdiger, aber immer in einem etwas dreisten und selbstbewussten Ton, an dem jeder neue Versuch, ihm in der Unterhaltung das Uebergewicht zu verschaffen, scheitern musste.

Der Bischof wollte mich nämlich wegen meines «Werther» herunterkanzeln; er gab sich ehrliche Mühe, mir ins Gewissen zu reden; ich hätte die Menschen in Versuchung gebracht, sich das Leben zu nehmen, und mehrere solcher Selbstmorde geradezu verschuldet; dieses unmoralische, verdammenswerte Stück usw. «Kein Wort weiter!» rich ich. «Sprechen Sie etwa so auch zu den Grossen dieser Welt, die mit einem Federstrich und den Stilübungen ihrer Diplomaten zu Gefallen Hunderttausende ins Feld schicken, achtzigtausend totschlagen lassen und ihre Untertanen zu Mord, Raub und Notzucht, sogar zu Meuchelmord verleiten? Darüber stimmen Sie ein Tedeum an! Wie können Sie sich nur selbst darauf etwas zugute tun, wenn Sie durch Ihre schönen Predigten über die Höllenstrafen von Ihrer Kanzel herunter armen Schwachköpfen so zusetzen, dass sie das letzte bisschen Verstand verlieren und ihr elendes Dasein im Tollhaus endet? Gar nicht zu reden von den vielen, die sich selbst

Sache so darzustellen, als wäre die Kirche die Trägerin und Vermittlerin dieser neuen Gesinnung, als verfügte nun gerade sie über den rechten Sinn und Geist, kraft welchem sich der parlamentarische Völkerbund in Genf zu einem Bund der Völker auf der Erde ausweiten könnte, ist denn doch ein geistlicher salto mortale, den mitzumachen keinem einigermassen denkenden Menschen zugemutet werden kann.

Zwar sagt Herr Pfarrer Fueter: «Die Kirche hat bisher schon die Liebe im Sinne des Dienens und der Selbstverleugnung gepredigt». Und ich möchte von dieser Feststellung kein Jota abstreichen. Ich möchte bloss, um sie ins Licht der klaren Warheit zu rücken, darauf aufmerksam machen, dass der Ton auf das Wort *«gepredigt»* zu legen ist. Das muss man nämlich der Kirche lassen: Im Predigen ist sie gross! Welcher Strom von schönen Worten und moralischen Lamentationen ergiesst sich allsonntäglich von den Kanzeln herunter auf die geduldigen Zuhörer!

Ja, wenn es darauf ankäme, was einer predigt! Allein es kommt nicht darauf an, sondern darauf, was einer *tut.*

Und wenn man das Predigen als eine Tat ansehen wollte, so erhöbe sich die Frage, ob es einen Sinn habe, im Hinblick auf die Gesinnung, die gepflanzt werden soll, um den Völkerfrieden zu ereichen, Dienen und Selbstverleugnung zu predigen.

Selbstverleugnung — das ist genau die «Tugend», die der *Krieger* in hohem Masse nötig hat: er hat seinen vernünftigen Lebenszweck, seine Lebenspläne, seine Liebe zu den Angehörigen, sein Gefühl für die übrigen Mitmenschen, seine Ehrfurcht vor dem Leben, seine Lebensfreude, sein Gemüt, er hat sich als Kulturmenschen völlig zu verleugnen. Ob dies der Weg zum Völkerfrieden ist??

Dienen — ist ein sehr weitläufiger Begriff. Unter welchen Umständen, welchen Zwecken dienen? Auch der Krieger dient, und meistens weiss er nicht einmal, wem und welchen Interessen. Aber er dient, und das ist der Kirche und dem Staate und den übrigen Interessenten am Kriege die Hauptsache.

Ich glaube, wenn man die Gesinnung schaffen will, auf der der Friede fussen soll, so handelt es sich in erster Linie um Selbsterkenntnis (nicht Selbstverleugnung), sodann um die Einfühlung in die Mitmenschen, auch in die, die eine andere Sprache sprechen, einem andern Kulturkreis angehören, eine andere Hautfarbe haben; ferner um die Klarheit darüber, unter welchen Umständen das Leben und Streben einen Sinn hat, unter welchen nicht, und um die Einsicht in die *eigentlichen Motive zu Kriegen,* um die Einsicht in das verbrecherische Spiel, das von den Mächten, die ein Interesse am Kriege haben, unter dem Deckmantel der Religion, des Patriotismus, der Ehre mit den Völkern getrieben wird.

Wenn die Kirche aber — nach Herrn Pfarrer Fueter — Dienen und Selbstverleugnung predigt, so ist sie weit davon entfernt, die Gesinnung zu schaffen, die die Grundlage des Völkerfriedens abgeben soll.

Aber es ist verständlich; dem Frieden zu dienen ist dem Wesen der Kirche fremd. Sie hat noch nie etwas für ihn getan; sie hat im Gegenteil die Kriegsidee unterstützt; sie hat aus dem Christengotte, der ein Gott der Liebe sein soll, einen Kriegs- und Parteigott gemacht; sie hat die Waffen gesegnet; sie hat die Soldaten zur Vernichtung des «Feindes» angefeuert; einer ihrer hohen Vertreter hat das Wort geprägt: Ein frommer Soldat ist ein guter Soldat.

Der Weltfriede liegt auch gar nicht im Interesse der Kirche, die, in innerlicher Zersetzung begriffen, heutzutage zur Hauptsache noch *von den religiösen Wellen lebt, die von Kriegen erzeugt werden.*

Wie es übrigens mit dem Völkerbundsgeist bestellt ist, wenn er durch den kirchlichen Geist ergänzt wird, zeigt die Versammlung der *Schweizerischen Völkerbundsvereinigung,* die Mitte Mai in Bern stattgefunden hat:

Sie lehnte es ab, gegen den 20 Millionen-Kredit für die Militärflugzeuge Stellung zu nehmen. Ihne «Tat» bestand in der lächerlichen Komödie, dass sie stehend im Chorus folgende Phrasen leierte:

> «Wir danken dem göttlichen Lenker über den Sternen, dass er seine Geschöpfe gnädig in die Bahn des Friedens und der tätigen Menschenliebe geführt hat.
>
> Wir danken allen denen, die den Völkerbund geschaffen und gefördert haben.
>
> Wir geloben, in Zukunft tätigere Mitarbeiter zu werden, damit die Menschheit dem Tage immer näher kommt, wo die himmlische Verheissung zur Tat wird: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.»
>
> Und Mars lächelte «Amen».

E. Br.

Kirchliches aus Basel.

Am 18. Mai wurde in Basel die Synode der evangelisch-reformierten Kirche neu bestellt. Trotz intensiver Propaganda und eindringlicher Mahnung, durch einen Massenaufmarsch an die Urnen das Interesse weitester Volkskreise für die Kirche zu dokumentieren, bequemten sich von 65,859 Stimmberechtigten nur 13,190, d. h. knapp 20 Prozent, zum Urnengang; die Beteiligung der Frauen war rund doppelt so stark wie die der Männer (8422 : 4768). Wir begreifen den Schmerz der

---

umbringen, um nur schneller in die Herrlichkeiten des Paradieses einzugehen und ihren religiösen Wahnideen zu entfliehen.

Was tun Sie denn? Sie loben Gott den Herrn! Wie können Sie sich herausnehmen, einem hervorragenden Schriftsteller einen Vorwurf zu machen aus einem Werk, das, von beschränkten Leuten falsch aufgefasst, die Welt schlimmstenfalls von einem oder zwei Dutzend wirklicher Schwachköpfe und Geisteskranker befreit hat, die nichts Besseres zu tun wussten, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schiessen? Damit erweist man der Menschheit nur einen Dienst! Wie kann man mir diese Tat zum Vorwurf machen, wenn ihr, Priester und Fürsten, viel schlimmere begeht? Ich bin in meinem Gewissen überzeugt, dass alle, die sich nach der Lektüre des «Werther» umgebracht haben, in der Welt nichts mehr nutze waren. Wollen Sie das von Ihren Opfern auch behaupten?»

Der Bischof wurde nach diesem Ausfall sanftmütiger als ein Lamm, so grob er auch von Haus aus war; ich hatte den Weg zu seinem Herzen gefunden; er behandelte mich von da ab mit ausgesuchter Höflichkeit, begleitete mich sogar, als ich ging, bis an die Türe und sein Abbé musste mir noch weiter das Geleite geben. Als wir draussen waren, sagte der Abbé zu mir: «Sie haben grossartig gesprochen, Herr von Goethe! Sie haben geahnt, wie man es anstellen muss, um dem Lord zu gefallen; bei geringerer Entschiedenheit würden Sie wohl sehr verdriesslich von uns gegangen sein!»

Verschiedenes.

Der katholische Bubikopf.

Wie die katholische «Corrispondenza» mitteilt, beschäftigen sich die zuständigen kirchlichen Behörden in den letzten Tagen mit dem kurzen Haarschnitt der Frauenwelt. Wie die «Corrispondenza» weiter sagte, wurde beschlossen, kein unbedingtes Verbot gegen diese allgemein eingeführte Mode zu erlassen. Den Priestern wird indessen zur Pflicht gemacht, darüber zu wachen, dass die Mode nicht übertrieben, d. h. dass nicht der männliche Haarschnitt eingeführt werde.

Schade, dass Lächerlichkeit — nicht tötet?

Lasset die Kindlein zu mir kommen.

Der Priester Paul-Auguste Beslin, Pfarrer von Courgenard, ist wegen sittenverletzender Handlungen an Schulmädchen verhaftet worden. Die Angelegenheit verursacht in der ganzen Gegend grosse Aufregung. Vierzehn Mädchen, die noch keine 13 Jahre alt sind und den Katechismusunterricht besuchten, beschuldigen den Abbé Beslin in formeller Weise ähnlicher Vergehen, wegen welcher er inhaftiert wurde. Der Untersuchungsrichter M. Saupin hat die Kinder lange mit dem Priester konfrontiert und auf Grund ihrer mehrfachen Aussagen die Einkerkerung des geistlichen Scheusals angeordnet.

Die «Revolte im Erziehungshaus» ist doch nicht ganz spurlos am Gewisssen der öffentlichen Meinung vorübergegangen. Das Schöffengericht Neumünster verurteilte den Anstaltsleiter und zwei Erziehungsgehilfen der Erziehungsanstalt Ricklingen (Landesverband

Kirche; diese 4768 Stimmen von kirchlich interessierten Männern sind für Basel wirklich ein tristes Zeugnis — von der andern Seite aus gesehen!

Vom Parteistand 1930:

37 Positiven und 27 Kirchlich-Fortschrittlichen ist durch den neuen Wahlgang folgende Verschiebung eingetreten:

Parteistärke 1930:

Sozialistische Kirchgenossen	1	(0)
Positive	40	(37)
Kirchlich-Fortschrittliche	23	(27)
Landgemeinden	6	(6)
Total	70	(70)

Es scheint, dass auch hier, wie in der Politik, die grundsätzlich klareren und dezidierten Parteien die Weiterentwicklung bestimmen werden. *H.*

Der weltanschauliche Fünfjahr-Plan in Soviet-Russland.

Der Fünfjahrplan des Soviets erstreckt sich nicht nur auf materiell-ökonomische Aufgaben, er umfasst auch weltanschauliche Probleme. Wir entnehmen dem «Neuland» folgende Aufgaben:

Der Fünfjahrplan des VKG*) stellt sich nun folgende Aufgaben: der Mitgliederbestand des VKG soll bis 17 Millionen gesteigert werden, davon 8 Millionen Mitglieder in den Städten, 7,5 Milionen in den Kollektiven und Sovietgütern und 1,5 Millionen im individuellen Sektor und in den Ansiedlungen gemischten Charakters. 38 Prozent des Mitgliederbestandes — 6,5 Millionen — sollen laut Plan auf die Frauen entfallen.

Was nun die jugendlichen Gottlosen anbelangt, so wird nach einer Variante des Fünfjahrplanes die Anzahl derselben mit 18 Millionen vorgemerkt, mit andern Worten eine 100prozentige Erfassung der gesamten Schülermasse im Alter von 8 bis 14 Jahren.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass wir in der nächsten Zeit so ein Bild haben werden, doch fragt es sich, ob schon im Verlauf von 2—3 Jahren.

Handelt es sich ja doch nicht um das mechanische Einschreiben in die Reihen der jugendlichen Gottlosen, sondern um die Entfaltung einer tatsächlich grandiosen Arbeit, welche den Einfluss der religiösen Familie überwältigen wird und bei welcher solche Erscheinungen, wie gläubige Lehrer, nicht mehr anzutreffen sein werden. Wir erachten deshalb eine 50prozentige Verringerung der «Kontrollziffer» für den Zuwachs der jugendlichen Gottlosen für richtiger. Es wird ein gewaltiger Erfolg sein, wenn wir tatsächlich (und nicht auf dem Papier) 9—10 Millionen Schüler durch die Gottlosenbewegung erfassen werden.

Der Fünfjahrplan sieht die Organisierung spezieller antireligiöser Abteilungen vor: bei der Ersten Moskauer Staatsuniversität, der Leningrader Staatsuniversität, der Akademie für kommunistische Erziehung, dem Leningrader Institut für politische Aufklärung und ausserdem bei einer ganzen Anzahl kommunistischer Hochschulen.

Auf dem Gebiet der Agitation und Propaganda behauptet die Frage über die Anschauungsmethoden der Arbeit einen wichtigen Platz im Plan. Unser Plan sieht die Herausgabe antireligiöser und Kulturfilms vor, als Hilfsmittel für die Berichterstatter in den Hauptfragen der Zirkelprogramme. Ferner wird die Schaffung eines Films für die Methodik der Gottlosenarbeit und die Organisierung von Wanderkinos vorgemerkt. Eine spezielle Abteilung des Planes enthält ein grosses Programm in Bezug der Ausnützung des Radio. Gross ist auch das Programm der Museums- und Ausstellungsarbeit. Der Plan enthält konkree Punkte über die Gründung lokaler antireligiöser Museen. Desgleichen sollen 28 Wanderausstellungen geschaffen werden, und zwar bei jedem Republik-, Gau- und Gebietsrat, sowie auch bei den grössten und stärksten Kreisräten der VKG. In den Museen für Sanitätswesen und Hygiene uam. ist die Organisierung einer antireligiösen Abteilung vorgesehen. Der Plan stellt den örtlichen Organisationen zur Aufgabe, alles zu tun, um auch in Leningrad, Charkow, Swerdlowsk, Nowosibirsk, Frunse und Tiflis die Errichtung von Planetarien durchzusetzen.

Auf dem Gebiet der künstlerischen Formen unserer Arbeit merkt der Plan die Schaffung eines Repertoirs für das antireligiöse Theater und Wandertheater im Umfange von nicht weniger als 3 Opern, 3 Operetten, 11 Revues (2), 13 Dramen und 20 kleinen Sammelwerken vor. Gleichzeitig sollen 12 Kinderaufführungen für das jüngste und mittlere Alter herausgegeben werden. Ferner wäre noch die geplante Schaffung eines antireligiösen Versuchs- und Mustertheaters aller Arten der dramatischen Kunst in Moskau und Leningrad und die Organisierung von 20 antireligiösen Wanderkollektiven zu nennen. Auf dem Gebiete der bildenden Künste sieht der Plan die Schaffung von nicht weniger als 30 antireligiösen Bildern und Skulpturen vor.

Auch die antireligiöse Presse wird dem Plan nach einen grossen Aufschwung erfahren. Die Zeitung «Besboschnik» soll bis zum Jahre 1933 in eine Tageszeitung mit einer Auflage von 1,5 Millionen verwandelt werden. Neben der Auf-

*) Verband kämpfender Gottloser.

für innere Mission) zu Gefängnisstrafen von zwei Wochen bis vier Monaten wegen fortgesetzter Misshandlung von Zöglingen. Leider hat das Urteil nicht zur Folge, dass die Jugend grundsätzlich vor dieser Sorte christlicher Nächstenliebe geschützt wird.

(Soz. Freidenker.)

Der preussische Haushalt.

Ueber 1000 Millionen verschlingt der Moloch pfäffischer Volksverdummung jährlich allein in Preussen! Das ist das Doppelte von dem, was Preussen für sein gesamtes Schulwesen (514,3 Millionen jährlich) ausgibt; das 19fache der gesamten preussischen Wohlfahrtsausgaben (einschliesslich Ministerium und dem gesamten sozialwissenschaftlichen und Bürokratenapparat 55,8 Millionen Mark). 101,422 Arbeiterwohnungen zu 2—3 Zimmern mit allem Komfort und einem Kostenaufwand von je 10,000 Mark könnten ohne einen Pfennig Hauszinssteuer- und sonstigem Kapitalzuschuss jährlich in Preussen erstellt werden, wenn mit den kirchlichen Parasiten am Volkskörper aufgeräumt, die Kirche enteignet würde.

Wie jämmerlich nehmen sich die reinen Wohlfahrtsausgaben Preussens von 6,3 Millionen neben den 1014,22 Millionen aus, die jährlich der Moloch Volksverdummung verschlingt!

16 Pfennig je Kopf der Bevölkerung kostet die preussische «Volkswohlfahrt»; 25,36 Mark aber je Kopf die kirchlich-imperialistische Hirnverkleisterung allein in Preussen!

(Soz. Freidenker.)

«An ihren Früchten...»

Ein nettes Geschichtchen, das wahrscheinlich zur «katholischen Aktion» gehört, hat sich auf einem Bahnhof zwischen Waldshut und Zürich zugetragen; wir wollen es unseren geschätzten Lesern nicht vorenthalten.

Kam da letzthin ein Pilger(Schaf)-Zug von «draussen» herein, um nach Einsiedeln zu fahren, wo bekanntlich Seelenreinigung stattfindet. Auf besagtem Bahnhof mussten die Pilger umsteigen, was sie dazu benützten, sich im Bahnhofbuffet mit einigem Proviant zu versehen. Unter den Pilgern war — was ja selbstverständlich ist — ein Priester, der es sich nicht nehmen liess, von seinem Christentum beredtes Zeugnis abzulegen. Er hatte sich daselbst ebenfalls verproviantiert, beging beim Bezahlen schändlichen Betrug dadurch, dass er zwischen Pfennigstücke statt eines Markstückes einen französischen Franken schob — der bekanntlich geringern Kurswert hat, dieses Geld der Serviertochter in die Hand drückte und schleunigst auf dem Perron verschwand, um den alsbald abgehenden Zug zu besteigen. Leider war es nicht möglich, dieses schäbigen Kerls von Seelenhirten habhaft zu werden. Wenn der Leithammel sich solches erlaubt, wundern wir uns nicht, wenn seine Schafe dem Beispiel folgen, die wir aber dennoch besser einschätzen. Hoffentlich wird sich dieser geistliche Herr inzwischen von seiner Sünde befreit haben, um wieder von vorne zu beginnen. — Der Vorfall kann durch Augenzeugen bestätigt werden. *J. H.*